

## Haß aus Liebe.

Roman nach dem Englischen  
von Hugo Falkner.

Copyright by Greiner & Comp. Berlin W 30.  
Nachdruck verboten.

Erster Teil.

1. Kapitel.

Ein Heiratsantrag.

In dem altertümlichen, holzgetäfelten Eßzimmer von White Cliffe saß der Freiherr v. Elfenstein allein und in düstere Gedanken versunken. Sein Haar, das tief in den Nacken niederfiel, war weiß, in den tiefen Furchen des Gesichtes verrieten sich seine Jahre, die Gestalt war gebeugt, die Hände zitterten, er war alt, sehr alt und wollte es doch nicht sein, er hing am Leben. In den mit dunkelrotem Leder überzogenen Armstühlen zurückgelehnt, sah er mit geschlossenen Augen, die Hände im Schoße gefaltet, ein Bild untröstlicher Hoffnungslosigkeit.

Seine Familie war einst die tonangebende im Lande gewesen, ihre Stammsitz der schönste weit und breit in der Gegend; doch lange, ehe der letzte Stammhalter der Familie geboren worden war, hatte man das stolze Anwesen verlassen und alles, was von der einstigen Pracht und Herrlichkeit noch im Besitz der Familie blieb, war der romantisch gelegene Mairhof White Cliffe. Wilhelm von Elfenstein verließ die Heimat, er reiste und hoffte immerwährend auf einen glücklichen Zufall, der es ihm ermöglichen würde, wieder zu Ruhm, Ansehen und Vermögen zu gelangen; dieser Zufall aber wollte nicht eintreffen.

Elfenstein verbrachte einige Jahre in Spanien und kehrte dann, an Glücksgütern nicht reicher, in die Heimat zurück. Bald darauf heiratete er ein hübsches, junges Mädchen, das ihm ein ansehnliches Vermögen zubrachte und mit dem er in zufriedener Ehe lebte. Katharine Somers liebte ihren Gatten, sie war glücklich und gehörte zu jenen ruhigen, in sich abgeschlossenen Naturen, für die es keine Seelenkämpfe, kein Auf- und Niederwogen der Leidenschaft gibt.

So vergangen Jahre.

Seine Gattin starb und hinterließ ihm ein Töchterchen namens Bianca. Der Witwer widmete sich ganz ausschließlich der Pflege und Erziehung seines Kindes; er konnte nur eine Absehung, die nämlich, für Bianca ein Vermögen sicherzustellen; doch das Schicksal begünstigte sein Streben nicht. Kein einziges seiner Unternehmungen wollte gelingen, und jetzt, da er alt war, wo Tatkraft, Hoffen und Mut ihn verlassen, jetzt ward ihm die Nachricht, daß er gänzlich ruiniert sei.

Er hatte zu einer großen, bedeutenden Unternehmung jeden disponiblen Heller verwendet, selbst White Cliffe mit Hypothek belastet, in der festen Voraussetzung eines namhaften Gewinnes, um nun der vollständigsten Mittellosigkeit gegenüberzustehen; die Bank, die er mit seinen Operationen betraut hatte, war falliert, der Direktor fand es angebracht, mit dem Rest der ihm anvertrauten Kapitalien das Weite zu suchen und hoffnungsloser Ruin war das einzige Erbleib, das der Freiherr seiner Tochter geben konnte.

Am Morgen hatte der Freiherr die Post erhalten, seitdem regte er sich nicht. Starr und anscheinend teilnahmslos saß er in seinem Sessel, bestrebt, die Wucht des Unglücks zu fassen.

Die Tür wurde leise geöffnet, auf der Schwelle stand eine schlanke, anmutsvolle Mädchengestalt, in deren Augen sich bange Sorge verriet.

Reise an den Freiherrn herantretend, schlang sie die Arme liebevoll um seinen Nacken.

„Väterchen, kannst du dich nicht ermannen?“ bat sie mit leiser Schmeichelsstimme. „Es hätte ja noch viel ärger sein können!“

„Ärger, nein, mein Kind, der Tod selbst wäre ein Erlöser, verglichen mit dem Gespenst der Armut und Not. Väterchen wollte ich dem Senfmann begegnen, wenn nicht dieses Unglück über uns hereingebrochen wäre; ich bin der Letzte meines Stammes und Schande ist mir weit ärger, als der Tod!“

„Es laßt aber keinerlei Schande auf uns, Väterchen. Nicht deine Schuld ist, wenn die Leute, denen du dein Geld anvertraut hast, Betrüger sind! Sag mir, was kann das Ärgste sein, was uns bevorsteht?“

„Für mich, in meinen alten Tagen das Armenhaus, für dich, du armes Kind, der harte, dornenvolle Pfad der Dienbarkeit. Deine Jugend und Schönheit, sie werden dich als unnützer Ballast begleiten, gebe Gott, daß sie die nicht zum Fluch gereichen!“

„Steht es so schlimm?“ fragte sie halb erschreckt und halb verwundert. „Werden wir White Cliffe verlassen müssen?“

„Kein einziger Stuhl in diesem Hause gehört mit Recht und Recht noch uns an. Die Silber und Einrichtung, alles, alles ist Eigentum meiner Gläubiger, wir sind Bettler — ach, Kind, es ist namenlos schmerzhaft, diesen Gedanken zu fassen.“

„Das begreif ich, Papa, aber ich kann arbeiten, kann Geld verdienen, um dich und mich zu erhalten. Ich will alles tun, Unterricht erteilen, malen, singen, ja selbst zur Bühne gehen, um dir zu helfen.“

„Ich weiß es, Bianca,“ entgegnete er gerührt, „aber du warst nie an Arbeit gewöhnt, du ahnst nicht, wie hart es ist, wenn die Notwendigkeit des Verdienens als zwingendes, gebieterisches Ruf an uns herantritt. Einen Bruchteil des Nimbus, der einst meine Familie umgeben, habe ich bis nun doch noch aufrechtzuerhalten gewünscht. O, hätten wir nur bis zu meinem Tode an dieser unserer letzten Erbscholle haften bleiben können, hätte ich dort geruht, wo sämtliche Elfensteins den letzten Schlaf gefunden haben! Aber ich werde einem Bettler gleich im Armenhaus sterben und dann entsprechend beerdigt werden. Wie könntest du denn für mich arbeiten, Kind? Ich bin mein ganzes Leben lang in Leichtigkeit aufgewachsen, ich muß elegante Kleidung, anregende Lektüre, kurz, all jenen Luxus haben, der dem Leben erst Reiz verleiht. Wie wollest du das Geld verdienen, um alles das zu erwerben?“

Ehe sie noch ein Wort der Entgegnung finden konnte, erscholl laut und stürmisch die Hausglocke.

„Ich kann niemanden empfangen, niemanden sehen, Bianca, mein Kind,“ rief er mit schwerer Mühseligkeit; der Besuchende aber hatte sich gar nicht anmerken lassen, er folgte dem Diener auf dem Fuß und stand Vater und Tochter gegenüber, ehe sie sich dessen versahen.

„Ich muß dich sprechen, Elfenstein,“ rief er mit so gebieterischer Lebhaftigkeit, daß sich erkennen ließ, dieser Mann werde sich nicht mit einer abschlägigen Antwort bescheiden.

„Es ist Lord Risworth,“ sprach Bianca, indem sie die Arme vom Nacken des Vaters löste.

Der Eintretende war ein hochgewachsener Mann von aristokratischem Aussehen. Er war nicht schön, doch sprach so viel Herzensgüte aus den etwas massiven Zügen seines Gesichtes, daß man gerne die Augen auf die Erscheinung des Mannes weilen ließ, der, nach dem ersten Eindruck zu urteilen, immerhin seine sechzig Sommer überschritten haben mochte.

„Du mußt mir schon herzlichen, Freund,“ sprach er, die Hand des Freiherrn freudig schüttelnd. „Ich vermochte den

Wunsch, dich zu sehen, nicht zu unterdrücken. Ist das Gerücht, welches in der Gegend mit Lauffeuergeschwindigkeit sich verbreitet hat, richtig? Hat die Bank falliert?“

„Ja, und ich bin ruiniert, brennend, heimatlos. Ich, der letzte eines uralten Adelsgeschlechtes, ich muß als Bettler sterben.“

Der Freiherr murmelte die letzten Worte fast unverständlich, das Haupt war tief niedergesunken auf die Brust. Lord Risworth wendete sich an das Mädchen, aus dessen Wangen jede Spur von Farbe gewichen war.

„Ist all dies wahr, mein Fräulein?“

„Nun zu wahr, Mylord!“

„Es tut mir sehr leid,“ entgegnete der Edelmann. Die Worte waren schlicht und einfach, doch empfand man vielmehr eben deshalb um so mehr, daß sie aus warmem, mitleidigem Herzen kamen. „Nicht könnte dieses Unglück nicht tiefer bewegen, wenn es mich selbst betroffen hätte,“ fuhr er fort. „Und gibt es keinen Ausweg, keinen?“

„Nein! Ich muß White Cliffe verlassen und in der Fremde eine Stätte suchen, an der ich mein müdes Haupt zur Ruhe legen kann, und Bianca, mein verwöhnter Liebster, sie wird zur Arbeit greifen müssen. O, das Schicksal verfährt grausam mit uns!“

Und wieder schlangen sich zwei weiße, volle Arme um seinen Nacken und eine sanfte Stimme flüsterte:

„Papa, mir Mut, wir wollen den Kampf mit dem Dasein auf uns nehmen, ich habe starke Schultern, ich helfe dir, das Unvermeidliche zu tragen!“

Der Freiherr gehörte aber nicht zu jenen Naturen, die sich leicht resignieren, er klagte unaufhörlich und dachte unwillkürlich weit mehr an sich, als an die junge Tochter, die mit solcher Ergebenheit das Mißgeschick auf sich nahm. Vielleicht war er sich dieses Egoismus nicht einmal bewußt, gehört ja doch gesteigerte Eigenliebe zu den Folgeerscheinungen des Alters.

Da legte Lord Risworth die Hand auf seine Schulter und sprach sanft:

„Willst du mich in Ruhe anhören, alter Freund? Ich kenne einen Ausweg, der es dir ermöglichen würde, in deinem alten, trauten Heim zu bleiben, ein gutes Einkommen zu genießen, dir jeden Luxus zu gestatten.“

Jögernd hielt er inne, seine Stimme bebte, dann aber fuhr er, sich gewaltig beherrschend, fort:

„Laß mich deine Tochter Bianca heiraten — still — sprich noch nicht! Ich liebe Bianca seit dem ersten Augenblick, in dem ich sie gesehen, damals, als sie, ein kleines Mädchen noch, plötzlich in das Zimmer tanzte. Ich habe sie ihr Leben lang geliebt. Ich würde alles opfern, um sie die Meine nennen zu dürfen. Sie soll glücklich werden an meiner Seite, glaube mir. Mein Vermögen, meine Stellung, mein Herz, mein Leben, alles leg ich ihr zu Füßen; sie soll von Pracht und Reichtum umgeben sein, keiner ihrer Wünsche bleibe jemals unerfüllt. Was Reichtum ihr verschaffen, Liebe ihr gewähren kann, soll ihr werden, wenn sie sich entschließt, mein Weib zu werden.“

Er hielt inne, nicht weil es ihm an Worten gebrach, sondern weil er nicht länger imstande war, die tiefe, innere Bewegung zu bemeistern.

„Gib mir noch keine Antwort,“ bat er, „Laß mich selbst ruhiger werden und überlege du mit deiner Tochter.“

2. Kapitel.

Laßt mir Zeit.

Zweimal hatte der Freiherr versucht, zu sprechen, doch die Stimme verlagte ihm und nur der Name seiner Tochter war in selbem Liebestone seinen Lippen entströmt: er hatte zu dem Freunde emporgeliebt, als wolle er dessen Redefluß Einhalt tun, aber die Leidenschaft, das glühende Feuer, das aus dessen Zügen sprach, brachten ihn sofort wieder zu flammendem Schweigen.

Lord Risworth beugte sich zu ihm nieder.

„Du mußt nicht denken, daß ich aus deiner verzweifelten Lage unedlen Vorteil ziehen wolle. Ich spreche

## Der Mann im Humantel.

Amerikanischer Detektivroman von Carolyn Wells.

„War sie geneigt, ihn zu erhören?“ fragte Hunt weiter. „Nein“, mischte Irene sich ein. „Sie hat mir erst heute morgen gesagt, daß sie ihn nicht heiraten wollte.“

„Aber das wäre doch noch kein Grund gewesen, ihn und sich zu erschießen!“ jammerte Edith. „O, das kann Willy nicht getan haben, wenigstens nicht mit Absicht! Ich kann es mir nicht anders vorstellen, als daß ihr der Revolver aus Versehen losging und sie sich dann aus Verzweiflung selbst zu erschießen suchte, als sie sah, daß sie ihn getötet hatte.“

„War es Philipps Revolver?“ fragte Irene. „Ich glaube, ja“, erwiderte der Detektiv. „Er ist wenigstens am Griff P. M. gezeichnet.“

„O, das war sein Revolver“, warf Crane ein. „Ich kenne ihn sehr gut. Er verwahrte ihn immer in der obersten Schublade des Schreibtisches, neben dem sie standen.“

„Woher wissen Sie, daß sie da standen?“ Diese Frage ging von Lord Clarendon aus, der bisher stumm aber mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört hatte, und klang so scharf wie eine Anklage.

„Weil in der Nähe des Schreibtisches keine Stühle standen“, erwiderte Gilbert Crane gelassen. „Sie sind beide dicht neben dem Tisch zusammengebrochen. Philipp war durch das Herz getroffen und daher nicht mehr imstande, auch nur einen Schritt zu gehen, und Mildred muß dicht daneben gestanden haben, da sie mit dem Kopf gegen die Schreibtischkante gefallen ist. Ist das klar?“

„Vollkommen“, sagte der Engländer. Aber seine Stimme klang ironisch.

„Mit Absicht kann Willy ihn unmöglich erschossen haben“, erwiderte Edith erregt. „Sie ist ein unbesonnenes,

sofettes kleines Ding, das gebe ich zu, und sie liebte Philipp Maxwell nicht. Aber eines Mordgedankens war sie ebenso wenig fähig wie ich. Das wissen Sie doch, Irene?“

Fräulein Gardiner warf mir einen raschen Blick zu, und sofort schob mir wie ein Blitz die Erinnerung an unser Gespräch über Gelegenheiten, die Verbrecher erzeugen, durch den Kopf.

War es denn möglich, daß dieses hübsche Kind —? Nein, das war undenkbar, und ich blickte Irene voll entsetzten Staunens an. Doch sie sprach bereits.

„Ich bin überzeugt, daß Mildred Herrn Maxwell nicht erschossen hat“, erklärte sie. „Ich glaube, daß er sich selbst erschossen hat, und daß sie sich verwundete, als sie ihm den Revolver zu entreißen suchte.“

Diese Erklärung erschien uns allen so glaubhaft, daß wir sie mit wahrer Freude aufgriffen und uns wunderten, daß wir nicht selbst auf den Gedanken verfallen waren.

Aber Gilbert sagte langsam:

„Ein Kampf kann nicht mehr stattgefunden haben, nachdem die Kugel in Philipps Herz eingedrungen war. Wenn er sich erschossen und Fräulein Leslie ihm den Revolver entreißen hat, muß es geschehen sein, nachdem er bereits tot war.“

„So unmittelbar ist der Tod eingetreten?“ fragte ich.

„Ja“, erwiderte Hunt. „Darüber sind beide Ärzte sich einig.“

In diesem Augenblick kam Tom Whiting mit halb bestürzter, halb erleichteter Miene herein.

„Ich wollte nur melden, daß Mildred aus der Narke zu erwachen beginnt“, sagte er. „Sie hat schon mehrmals gesprochen, wiederholt aber immer nur dieselben Worte. Sie schreit fortwährend: „Er schob auf mich, O, daß er auf mich schießt!““

Die schönsten Kleider  
zu billigsten Preisen  
bei  
KRÜGER & WOLFF, Pforzheim



jetzt hastig, weil der Augenblick es heischt, doch der Wunsch, den ich heute ausdrücke, er ist der Traum eines Lebens gewesen. Ich bin alt geworden, ohne daß irgendein Frauenantlitz mein Herz hätte höher schlagen lassen, dann aber sah ich Bianca. Sie war ein Kind, ich habe sie geliebt, seit mein Auge sie zuerst geschaut; ich gelobte mir damals schon, daß, wenn sie zu halber Weiblichkeit gereift sein würde, sie oder seine meine Gattin werden sollte. Von Jahr zu Jahr habe ich sie wachsen und gedeihen sehen, von Jahr zu Jahr auch ist meine Liebe heißer geworden. Bianca, rief er plötzlich, sich an das Mädchen wendend, haben Sie es denn nie erraten, wie innig ich Sie liebe?

„Nein!“ entgegnete sie mit leiser Stimme.  
„Ich fasse es nicht, denn Mädchen pflegen die Geheimnisse der Männerherzen sonst doch leicht zu enträtseln. Es hat Zeiten gegeben, in denen ich vor Ihnen förmlich die Flucht ergriff, weil ich mich unfähig fühlte, meine Liebe länger zu bemessen. Haben Sie's denn nie errahnt?“

„Ich dachte nicht daran.“  
„Es ist natürlich, daß Ihrer Jugend und Unschuld der Gedanke ferngelegen hat, und doch hab' ich Sie so heiß geliebt! Ich bin alt, Bianca, aber es gibt Jüngere, deren Herz weit älter ist. Die Liebe zu Ihnen hat Jahre meines Lebens ausgefüllt. Heute aber zittere ich vor der Entscheidung von Ihren Lippen, die mit dem Leben oder Tod bedeutet.“

Übermals hielt er inne, der Freiherr aber blinnte seine Tochter forschend an:

„Was sagt du, Bianca?“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Papa, die Worte des Grafen verwirren, sie erschrecken mich.“  
„Ich war hastig. Oh, Bianca, ich wollte, daß ich es vermöchte, zu Ihnen zu stehen, meine Worte sollten so beredt sein, daß Sie nicht in Stande wären, ihnen zu widerstehen. Ich will Sie glücklich machen und nur Ihnen leben. Kein Jüngerer vermöchte Ihnen die Liebe, die Hürlichkeit, die Sorgfalt zu widmen, mit der ich Sie umgeben will. Bianca, wagen Sie es mit mir. Sie sollen's nimmer bereuen.“

„Sie sind so gut!“

Er aber sah, daß sie nur mühsam zu sprechen vermochte, daß ihre Lippen bleich waren.

„Ich meinte es in der Tat gut, aber ich fürchte, ich war zu hastig“, sprach er betrübt. „Bianca, lassen Sie sich Zeit zum Überlegen, ich will jetzt weder ja noch nein von Ihren Lippen hören. Überlegen Sie und in einigen Tagen schreiben Sie mir Bescheid. Ich will Sie nicht bestimmen, seien Sie aber dessen eingedenk, daß Sie für Ihr eigenes Ich, wie auch für das meine eine wichtige Lebensfrage entscheiden.“

„Was immer auch geschehen möge“, sprach der Freiherr des Grafen Hand ergreifend, „ich werde stets deiner Güte für uns eingedenk sein.“

„Vergiß nicht, wie heiß ich deine Tochter liebe. Bianca, wenn in Ihrem Herzen nur eine leise Stimme zu meinen Gunsten spricht, so achten Sie auf sie. Ich gehe jetzt, schreiben Sie mir, wenn Sie einen Entschluß gefaßt haben.“

„Ja,“ hauchte sie kaum vernehmbar.  
Er zog ihre eiskalte kleine Hand an seine Lippen und küßte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

Vater und Tochter sahen sich wieder allein, aber wie ereignisreich war nicht die letzte Stunde gewesen. Eine Weile saßen sie regungslos, das Geschehene überlegend, dann zog der alte Mann sein Kind zärtlich an sich und fragte leise:

„Was hältst du von dem Antrage des Grafen? Dünkt er dir nicht wie eine Gnade des Himmels?“

„Ich weiß selbst nicht, was ich denken soll.“

„Er ist gut, er ist edel — o Kind, mir graut vor der Armut! Er ist reich und großmütig! Was gedenkst du zu tun, mein Kind? Vermagst du nicht, mit einem Funken der Hoffnung zu geben, an dem ich mich emporkichten könnte?“

„Ich will den Antrag in Erwägung ziehen, Vater, ich kann nicht sofort entscheiden. Laß mir Zeit.“

„Du müdest die Herrin eines prächtigen Besitzes, Lady Risworth zu heißen, ist eine nicht zu unterschätzende Ehre, ich aber wäre ein reicher Mann. Du liebst deinen Vater, nicht wahr, Bianca?“ forschte er mit fast kindlichem Eifer.

Ein halb wehmütig, halb bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie sich niederbeugte und ihn auf die Stirn küßte.

„Ich liebe ihn so sehr, daß ich bereit wäre, mein Leben für ihn hinzugeben.“

„Und du willst den Antrag des Grafen in Erwägung ziehen? Nun, ich muß wohl trachten, mich einzuweilen zu beschreiben, Bianca. Laß mir eine Erfrischung bringen. Mein Kopf schmerzt, ich bin erschöpft. — Oh, Bianca, errette mich vor dem graufigen Gespenst der Armut!“

„Ich will tun, was ich vermag, Vater,“ sprach sie sanft, doch war sie viel zu feinfühlig und klug, als daß der grenzenlose Egoismus, der sich in jedem seiner Worte verriet, sie nicht peinlich berührt hätte; mit echter Frauenmilde aber trachtete sie gerade in dieser ersten Stunde der Entscheidung seine Fehler zu übersehen und sich nur die liebevolle Schwäche ins Gedächtnis zurückzurufen, die er ihr gegenüber stets an den Tag gelegt hatte.

Sie brachte ihm, was er begehrte, richtete die Kissen im Sessel zurecht und verließ ihn dann, um in der stillen Einsamkeit ihres Zimmers zu überlegen, was das Beste und Nützlichste zu tun sei.

Als der alte Mann allein war, schlief er ein und es war wehmütig zu beachten, wie glücklich sein Ausdruck seine Blicke mit einem Male annahm; er mußte von wohnigen, sorgenlosen Jugendtagen träumen, während Bianca in ihrem Zimmer saß und über eine ernste Frage entscheiden sollte, die deutungsreich eingreifen mußte in das Schicksal dreier Menschen; sie sollte denken, urteilen, erwägen und ihr war es, als sei sie mit einem Male aller Fähigkeit hierzu beraubt.

Welche Umwälzungen hatte ein einziger Tag mit sich gebracht. Gesehern noch war sie kaum mehr gewesen denn ein Kind, in dessen Zuegang nur süße Träume Raum gefunden, jetzt sollte sie, einem reifen Weibe gleich, das ganze Erbe der Frau, Selbstaufopferung und Enttötung auf sich nehmen.

Sie empfand mit unwiderleglicher Klarheit, daß sie, ehe sie irgendeinen entscheidenden Schritt tun könne, ruhig erwägen und nachdenken müsse, einen Rückblick auf das

vergangene Leben zu halten, bezwungen sei. Sie hatte zwar White Kliffe niemals verlassen, aber so ganz ereignislos waren die Jahre doch nicht an ihr vorübergegangen, daß sie in denselben gar nichts gefunden hätte, was des Entschlusses wert gewesen wäre. Die friedlichen wohnigen Kinderjahre, in denen sie von treuer Mutterhand gepflegt und behütet worden war, sie lebten noch in dankbarer Erinnerung in ihrem Herzen. Ihr Heim war, so lange die Verblüthen in ihm gewaltet, stets ein wohlgeordnetes, friedliches gewesen; einzelne Eindrücke hatten sich ihrer Aenderphantasie mit solcher Lebhaftigkeit eingeprägt, daß sie sich jetzt noch der Geschehnisse bis in die kleinste Einzelheit entsann.

So z. B. erinnerte sie sich eines Sommertages, an dem sie mit ihrer Mutter auf der Wiefe unter dem Schatten der rotblühenden Kasanien gesessen und ihr Vater plötzlich auf sie zugeeilt war, um ihnen voll Freuden zu erzählen, daß der nächstgelegene Landstich Combe Hall von einer wegen politischer Umtriebe aus ihrem Vaterlande verbannten Französin, Madame de Ferras, gekauft und von ihr umgetauft worden sei. Beauclieu, so nannte sie ihren Besitz, sollte binnen wenig Tagen bereits von ihr und ihrem einzigen Töchterlein bezogen werden.

„Das wird für Bianca prächtig“, hatte ihre Mutter entgegnet, „ich wünschte dem Kinde schon oftmals eine Spielgenossin.“

Bianca entsann sich gar wohl, daß sie sich damals in allerhand Mutmaßungen ergangen, wie die kleine Genossin wohl aussehen und sein werde, ahnungslos, welche wichtige Rolle dieselbe später im Verlaufe ihres Lebens zu spielen bestimmt sei.

Auch der Tag lebte noch frisch in ihrem Gedächtnis, an dem sie mit den Eltern Madame de Ferras zuerst besuchte hatte. Damals hatte die stattliche Würde der Matrone und Lolas seltene Schönheit keinen geringen Eindruck auf die Kleine gemacht. Lola war um drei Jahre älter als Bianca, trotzdem hatte es den Anschein, als ob die beiden Kinder sich rasch befreundet würden.

„Ihr müßt euch recht lieb haben und gute Nachbarschaft halten“, hatte Madame de Ferras gesagt, als sie Bianca zu ihrer Tochter führte, die im Garten spielte.

Und die beiden Mädchen umarmten sich, ahnungslos, daß es ihnen einst beschieden sei, einander als schroffe Feindinnen in bitterster Hass gegenüberzustehen. Madame entfernte sich und ließ die Kinder allein. Wer in die Zukunft hätte sehen können, der hätte gewußt, daß es ein Segen gewesen wäre, wenn man die Kinder nicht zusammengeführt hätte.

Es folgte nun eine Reihe friedlicher Jahre und eifrigen, wechselseitigen Verkehrs der beiden Familien. Biancas empfindsames, zartfühlendes Naturell fühlte eine leise Scheu vor dem steten Umgang mit Lola; diese war sehr eitel und liebte nichts mehr, als sich mit Bianca zu vergleichen.

„Ihr Engländerinnen habt alle so zarten Teint“, sprach sie oft mit einer Art herablassender Mißachtung. „Ich liebe frische Farben, so wie ich selbst sie habe.“

Dann zog sie wohl das goldblonde Haar Biancas, das in so seltsamem Widerspruch stand zu den dunklen Augen und Brauen, durch ihre schlanken Finger und meinte lächelnd: „Das nennt Ihr Gold, ich heiße es Strohhair.“

Lola mühte sich in allen Dingen, Bianca zu überflügeln, im Tanz, in der Musik, im Reiten, und fühlte sie, daß sie in einer oder der anderen Fertigkeit nichts Besseres leisten könne als die Genossin, so gab sie dieselbe ganz auf.

In der Musik waren sie Rivalinnen, Bianca hatte eine reine, süße Sopranstimme, gut geschult und sympathisch, Lola einen melodischen Alt; Biancas Naturveranlagung stand in vollstem Einklang mit ihrem Wesen, ja selbst mit ihrem Organ, sie war eine träumerische, poetisch angehauchte, ideal-romantische Künstlerin, Lola hingegen war praktisch, nüchtern und weltweis.

„Wer von uns beiden wohl am schönsten, am meisten bewundert werden wird, wenn wir einmal herangewachsen sein werden? Wer zuerst heiraten wird? Ich vermute, wohl ich, denn ich bin doch eine weit eigenartigere Erscheinung als du!“ In solcher und ähnlicher Weise sprach Lola tausendmal.

Die Jahre entschwanden, Lola de Ferras kam nach Deutschland in eine berühmte Pension, Frau von Ettesden nach sanft und ruhig, wie sie gelebt, ihre Tochter betrauerte sie aus tiefer Seele. Der Tod der Mutter nötigte Bianca mit einem Male, ihre Studien aufzugeben und dem Hauswesen des Vaters vorzustehen.

Lola de Ferras kehrte aus Deutschland zurück, und nun erst begann die eigentliche Rivalität der beiden Mädchen. Lola gleich einem Birbe Lizians oder Velasquez, Bianca war der Typus echt englischer Schönheit.

„Bianca, du bist ja eine Schönheit geworden“, meinte Lola, offenbar unangenehm überrascht, als die Freundin sie nach der Rückkehr der jungen Französin aus Deutschland in Beauclieu begrüßte. „Ich hätte es nie gedacht.“

„Für welchen Teil deiner Rede soll ich dir denn Dank sagen?“ fragte lachend Bianca; Lola aber musterte sie noch immer mit kritischen Blicken.

„Du bist, ja, ich muß es gestehen, du bist schön. Nun, wir beide vereint, sollten doch mancherlei zustande bringen.“

„Zuwiefern?“

„Wir sollten alle nennenswerten Heiratskandidaten der Umgegend huldigen zu unsern Füßen sehen.“

„Du bist doch noch immer unverändert, Lola“, lachte Bianca. „Ich denke niemals an derlei Dinge.“

„Und ich an wenig anderes. Wir sind nicht so glücklich, als Mädchen unseres Alters und unserer gesellschaftlichen Stellung sonst zu sein pflegen. Meine Mutter will nichts davon wissen, mich die Ballfreunden der Metropole einen Winter lang genießen zu lassen, und ich denke, dein Vater teilt diese Anschauungen.“

„Vollständig. Redet man ihm nur flüchtig von einem Winter in der Stadt, so ist seine Paune für eine Woche verdorben.“

„Du siehst also, daß wir lange nicht so glänzende Ausichten haben, wie andere Mädchen. Ich bin nach Hause zurückgekehrt, der Schule müde, des Landlebens überdrüssig, entschlossen, so rasch als möglich zu heiraten, und zwar eine glänzende Partie zu machen. Meine Mutter klagt den ganzen Tag über um ihr geliebtes Heimatland und verzagt dabei, daß sie eine Tochter hat, die berechtigt ist, Ansprüche an das Leben zu stellen. Ich muß mir also selbst helfen.“

„Aber, liebe Lola!“

„Liebe Bianca, es ist nun einmal so meine Art, frei auszusprechen, was ich denke: das Leben einer alten Jungfrau besitzt keinerlei Reiz für mich, der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit ist mir ein Grauel! Ich muß heiraten. Ich habe bereits Umschau gehalten im Kreise der heiratsfähigen Männer der Umgegend. Es sind deren wenige. Eine der besten Partien, vielleicht die allerbeste, ist Lord Risworth. Er ist älter, als mir lieb wäre, aber alles kann man nicht haben“, fügte sie feutzend hinzu. „Geld hat er wie Heu, und sein Besitztum Deeping Hurst ist mit fürstlicher Eleganz ausgestattet.“

„Du sprichst, als ob — als ob —“

„Als ob ich wüßte, dessen Herrin werden zu können. Kennst du den Grafen?“

„Ja, sehr gut, am besten hier in der ganzen Gegend. Er ist Pappas ältester und vertrautester Freund.“

„Es flog ein Schatten über Lolas Blicke.“

„Ist er denn so alt?“ fragte sie etwas zaghaft.

„Jünger als Papa ist er wohl doch“, meinte Bianca, „ich mag ihn gern leiden“, fügte sie mit vollster Unbefangenheit hinzu.

„Wirklich?“ und Lola de Ferras lächelte spöttisch, die dunklen Waden mit ungeduldiger Gebärde in den Nacken zurückschüttelnd. „Ich werde mein Möglichstes tun, um Lord Risworth zu fesseln“, fügte sie dann hinzu.

„Deeping Hurst gefällt mir.“

„Du scheinst die Liebe ganz aus dem Spiele zu lassen“, bemerkte Bianca ernst.

„Mein Hauptzweck ist eine brillante Heirat, doch laß mich die Liste der Heiratskandidaten vervollständigen. Du weißt natürlich alles, was in der Gegend vor sich geht, hast du auch schon die neueste Kunde vernommen?“

„Richt, daß ich wüßte.“

„Du hörtest nichts über Schloß Scarsdale?“

„Richt ein Wort.“

„Du weißt also wirklich nichts von Scarsdale und dessen schönem, ritterlichen Eigentümers, dem Freiherrn Karl v. Allanmore? In den Namen habe ich mich bereits verliebt, mag nun der Träger sein wie er will; er gilt für einen der liebenswürdigsten, schönsten unserer Edelleute; das alte Schloß wird nun endlich einer gründlichen Restaurierung unterzogen, denn der Eigentümer kommt, um hier bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Er hat weder Mutter, noch Schwester oder Gattin, ist also gänzlich unbeschützt und — wer weiß?“

Bianca hob abwehrend die zarte Rechte.

„Sprich nicht in diesem Ton zu mir, Lola, ich mag ihn nicht. Du verkehrst die rechtmäßige Ordnung der Dinge. Wir Frauen sollen uns suchen lassen, nicht aber selbst den Männern die Hand bieten.“

„Die Zeiten ändern sich, Bianca, einst hat diese Sitte bestanden.“

„Und wird ewig bestehen, so lange die Frauen —“

„Mein Kind, du predigst tauben Ohren, deine Worte werden nutzlos vergeudet. Laß mich lieber dir von dem Freiherrn v. Allanmore erzählen.“

„Hast du ihn jemals gesehen?“ fragte Bianca, die sehr gegen ihren Willen noch einiges Interesse für die Erzählung der Freundin empfand.

„Nein, aber ich höre, daß Lady Pielden in der kommenden Woche ein glänzendes Fest veranstalten will, und da alle Familien der Grafschaft geladen sind, so bietet sich jedenfalls Gelegenheit, ihn zu sehen. Nun dünkt mir die wichtigste Frage, darüber einig zu werden, was wir tragen wollen; ich habe reizende Toiletten, bin aber noch gänzlich unentschieden; willst du mir mit deinem Rate beistehen?“

„Ich verstehe nicht viel von Toiletten“, entgegnete Bianca schüchtern. „Doch sollte ich meinen, du müßtest das Kleinstmögliche nehmen, wenn es dir von so wesentlichem Belange scheint, zu gefallen.“

„Ich will die größte Gutmütigkeit an den Tag legen“, lachte Lola; „wenn, was mir nicht unwahrscheinlich dünkt, sowohl Lord Risworth als auch Sir Karl mir huldigen, so bin ich geneigt, den einen meiner beiden Verehrer dir abzutreten.“

„Du bist sehr großmütig“, entgegnete Bianca etwas kühl; sie konnte nicht umhin, im innersten Herzensgrunde das übermäßige Selbstbewußtsein des Mädchens zu tadeln.

„Du scheinst die Möglichkeit gar nicht in Frage zu ziehen, daß irgendeiner der Herren auch mir huldigen könnte?“

fügte sie dann belustigt hinzu.

„Ich will das gar nicht in Abrede stellen“, entgegnete die Französin herablassend, „deine Art von Schönheit hat ja auch keine Anhänger.“

„Während die deine vermutlich vollkommen unwiderstehlich ist“, meinte Bianca, und der Gesichtsausdruck Lolas verriet ihr, daß sie vollständig dieser Ansicht sei.

Während Bianca nun in ihrem stillen Zimmer saß und über die Jahre nachsann, die abgeschlossen hinter ihr lagen, gedachte sie unwillkürlich all dieser Einzelheiten.

Im Moment hatten die selbstbewußten Gespräche Lolas sie oftmals belustigt, in der nächsten Minute aber sagte sie sich, daß Lola de Ferras doch auch mit zahlreichen guten Eigenschaften ausgestattet sei. Während Bianca von Gießden selbst frei von jeder übertriebenen Eitelkeit war, gab es für Lola nur einen wertvollen Besitz, ein Glück auf Erden: ihre Schönheit. Daß man sie bewundere, liebe, heirate wegen ihrer klassischen Blicke, dünkte ihr ganz selbstverständlich und natürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Das ist das alte Lied und Lied,  
Daß die Erkenntnis erst gedeiht,  
Wenn Mut und Kraft verdrauchen;  
Die Jugend kann, das Alter weiß,  
Du kaufst nur um des Lebens Preis  
Die Kunst, das Leben recht zu brauchen.  
Emanuel Geibel

Gott, Fleiß und die Gelegenheit  
Beherrschen Menschen, Welt und Zeit  
Fr. von Logau

Freigebig ist nicht, wer nur gibt, wo ihm kein Mangel droht.  
Freigebig ist, wer Hunger hat und teilt mit dir dein Brot.  
Fr. Rückert

Viele Menschen maskieren sich, um sich einmal geben zu können, wie sie sind.